GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Feminismus als Dissens

Rendtorff, Barbara

2013

https://doi.org/10.25595/652

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rendtorff, Barbara: *Feminismus als Dissens*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 31 (2013) Nr: 1, 160-163. DOI: https://doi.org/10.25595/652.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2013-0129

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Barbara Rendtorff

Feminismus als Dissens

Ich bin schon ziemlich lange Feministin, wohl vierzig Jahre, seit ich als junge Studentin den »Weiberrat« kennenlernte. Meine Idole waren Hilde Wackerhagen, eloquent und bissig, oder Silvia Kontos, die ich auch gerne einmal angefasst hätte, weil sie so schön und weich war. Und klug natürlich, das sowieso. So einfach war das damals. Wir gründeten Frauenzentren, machten Zeitungen und Flugschriften, Straßentheater und Aktionen, zogen singend durch das Rotlichtviertel (damals wurde überall in der Linken noch viel gesungen (wohl ein historisches Erbe), wir dichteten alte Schlager um: »*In der Nacht ist die Frau nicht gern alleine / darum geht sie auch heute im Vereine / angemacht wird heute aber keine / sowieso und überhaupt und außerdem …*« – und Johanna, die Tänzerin war, choreographierte unsere Schrittfolgen. Wir begleiteten die Abtreibungsbusse nach Holland, machten Kontrollbesuche bei den Frauenärzten (es gab damals in Frankfurt nur eine weibliche darunter, eine Einwanderin aus der Türkei) oder besetzten Wohnungen schlagender Ehemänner. Feministin zu sein war zunächst also ziemlich einfach, abwechslungsreich und überschaubar, denn wir waren damit beschäftigt, unsere Lage zu verstehen und die Bedingungen, unter denen Frauen lebten und die sie einschränkten. Es gab so viele Erkenntnisse über Begrenzungen, denen Frauen weltweit ausgesetzt waren, dass Schrecken und Empörung dominierten, und wir sorgten uns nicht, ob das, was wir taten, richtig sei – darin waren wir uns sicher und einig.

Schwierig wurde es, sobald die frauenbewegten Frauen die Ebene des ersten Augenscheins verließen und anfingen, theoretische Konzepte zu entwerfen – das spaltete die Frauenbewegung, es gab begriffliche und politische Verwirrungen (von ›Haupt-und Nebenwiderspruch‹ über ›Feminismus ist die Theorie – Lesbischsein die Praxis‹ bis zu ›Frauen das friedfertige Geschlecht‹), und je mehr wir in der *Frankfurter Frauenschule* (einem der zahllosen Projekte jener Zeit) begannen, uns gegen vereinfachende politische Ansätze und (Schuld)zuschreibungen zu positionieren und differenzierte Sichtweisen einzuklagen (was man heute »intersektional« nennen würde), desto heftiger waren auch Abwehr und Kritik von anderen Gruppen. Als wir zuletzt anfingen, uns mit Lacan zu beschäftigen, da gab es manche, die uns nicht mehr grüßten und für die wir längst schon keine Feministinnen mehr waren. Auch mein erster (und deshalb einziger) Versuch, einen Beitrag in den *feministischen studien* unterzubringen, scheiterte, weil er nicht *pc* und irgendwie theoretisch verdächtig war (was die Herausgeberinnen noch nicht einmal diskutieren wollten).

Die Sorge um die Richtigkeit der eigenen Position war nun also unausweichlich geworden. Nach der Selbstgewissheit, gespeist gewissermaßen aus der ge-

rechten Empörung von Unterdrückten über ihre Lage, folgte eine wachsende Ratlosigkeit, die Themen wurden immer kleinteiliger, konkretistischer, und die Richtung, in die zu denken und zu arbeiten wäre, wurde immer unklarer. Dass ich Feministin sei, daran zweifelte ich zwar nicht, aber das Wort verlangte nun nach erläuternden Zusätzen und Legitimierungen in unterschiedliche Richtungen gegenüber diversen AdressantInnen. Zuletzt kam die Phase der Anschlusssuche an Politik, Erwerbsarbeit und an die Universitäten – und die dabei entstehenden Anpassungszwänge schwächten das entstandene Wissens- und Theoriepotential zusätzlich.

Ich hatte damals das große Glück, in einem sehr theorieinteressierten Frauenbildungsprojekt zu arbeiten, der *Frankfurter Frauenschule*, in dem die Arbeit an Begriffen, Theorien und Konzepten im Vordergrund stand. Der für mich vielleicht größte Gewinn jener Jahre war der grundsätzliche Verzicht auf den Zwang zur Einigkeit – wir nannten das »Dissensprinzip«. Weil es keine andere Logik des Denkens, Handelns und der Beziehungen gebe als die patriarchalische, so heißt es in einer Reflexionsschrift zu unserer Auffassung von feministischer Bildungsarbeit 1989 (Materialienband 7), seien Frauen immer in der prekären Position, dass sie nicht anders als innerhalb einer patriarchalen Logik denken und handeln können, zugleich aber diese verändern (und nicht nur ein warmes Plätzchen darin bekommen) wollen. Doch da es Konstituens patriarchaler Logik sei, das Weibliche als das Andere zu markieren und zu positionieren, gebe es keinen anderen Ansatz für feministische Theorie und Praxis als mit dem »traditionellen Wissensbegriff zu brechen« und die »Verflüssigung« der Opposition Natur / Kultur (hier hört man den Einfluss von damals inspirierenden Autorinnen wie Cixous, Irigaray, Kristeva heraus), denn eine Theorie des Weiblichen könne sich »nicht positiv bestimmen«, ohne sich der herrschenden Definitionsmacht anzuverwandeln. Sich mit der ›sexuellen Differenz‹ auseinanderzusetzen hieß deshalb in diesem Kontext (in Anlehnung an Derrida, Lyotard, Lacan und Autorinnen wie Eva Meyer – und im Unterschied zu späteren Begriffsverwendungen) zuallererst, das Weibliche »weder als Gleiches, noch als Kehrseite des Spiegels in einem symmetrischen Denkmodell« (Materialienband 7: 41) erscheinen zu lassen, also vor allem »der Unterschiedlichkeit unter Frauen einen produktiven Platz einzuräumen. Es kann in der Vielheit keine Ganzheit geben, auch nicht unter Frauen, und es erwies sich als völlig sinnlos, an dem Bild einer letzten Gemeinschaft (der Frauen) festzuhalten, es sei denn, wenn es um technische oder pragmatische Lösungen geht« (Materialienband 7: 49), so das Ergebnis langer Auseinandersetzungen.

Als wir Dissens als Normalzustand (an)erkannt hatten, waren wir der Notwendigkeit enthoben, konsensuell einig zu sein – konnten aber situativ und pragmatisch gemeinsam handeln. Nicht nur trafen sich in der Frauenschule Gruppen von Frauen verfeindeter Länder, Glaubensrichtungen oder konträrer politischer Ansichten zur Diskussion, auch wir im Team mussten nicht einig sein, allenfalls

kompromissbereit in pragmatischer Hinsicht (auch wenn mich eine Veranstaltung inhaltlich nicht interessiert, kann ich doch den anderen helfen, die Stühle in den Saal zu räumen). Auch eine echte Kompromissbereitschaft ist ja ein Erbe des ›Dissensprinzips‹, sofern dieses auf der grundsätzlichen Anerkennung von Positionen beruht, die sich von der meinigen unterscheiden, verbunden mit dem ebenso grundsätzlichen Wissen, dass auch ich im Irrtum und Fehleinschätzungen unterlegen sein könnte, was mir die ernsthafte Auseinandersetzung mit der Position des Anderen zwingend abverlangt – ein ›Dissensprinzip‹ bedeutet also Erleichterung, Freiheitsgewinn und Verpflichtung zugleich. (Das ähnelt ein wenig der Unterscheidung von Toleranz und Solidarität bei Zygmunt Bauman, wobei Toleranz letztlich aus der Gleichgültigkeit gegenüber der Anderen gebildet ist, Solidarität aber die aktive Auseinandersetzung mit ihr und die Anerkennung ihres ›Rechts auf seine Fremdheit‹ erfordert; vgl. Bauman 1995, 287). Die Grenzen der Kompromissbereitschaft, die Momente an denen die Unversöhnlichkeit der Positionen mich zwingt, jede Möglichkeit zur Zusammenarbeit aufzukündigen, müssen also ebenso sorgfältig und differenziert formuliert und diskutiert werden wie die Voraussetzungen für Kompromissfähigkeit selbst, und gerade darin liegt das theoriebildende und politische Potential.

Was aus solchen Überlegungen erwächst, steht in größtmöglichem Gegensatz zu heutigen Angeboten wie ›*Gendertrainings*‹ u. ä. Denn nachdem auch die Frauenschule in ihren ersten Jahren in zeittypischem Bildungsoptimismus auf die Wirkung von Aufklärung und ›besserem Wissen‹ vertraut hatte, ließen sich von hier aus eben keine ›bequemen Folgerungen‹ ableiten – allenfalls konnte ein »Denkmodell« formuliert werden, als »Voraussetzung und Reflexionsbasis« (49) einer Praxis, die jede für sich ausarbeiten muss. Und dies tangierte auch die Strukturen der Institution selbst, die ja gegenüber politischen Adressaten und Geldgebern seriös und vertrauenswürdig auftreten, sich also als kompatibel zur herrschenden Institutionenlogik darstellen musste: Wie könnte eine solche Institution aussehen, ein »Mit-Einander in Unterschiedlichkeit und gegenseitiger Abhängigkeit, das nicht die Form einer (vertikalen) Hierarchie hätte«, aber trotz der »zerrüttenden« Tendenz im Einfluss der »weiblichen Einspruchsfigur« (147 f.) alltagstauglich und entscheidungsfähig war? Für alle diese Überlegungen gab es keine Vorbilder oder Erfahrungen, von denen ein feministisches Projekt hätte lernen können, sie aus der eigenen Erfahrung zu entwickeln war zeitraubend und schwierig. Dass gerade aus einer solchen Kooperation uneiniger Frauen und aus kontroversen, sogar unversöhnlichen Debatten – sofern sie nur von grundsätzlicher gegenseitiger Anerkennung getragen sind – ein großes politisches Potential erwachsen kann, ist vielleicht nicht zuletzt auch deshalb heute in Vergessenheit geraten, wie auch die Debattenkultur selbst mit ihrer Lust bei der Suche nach dem besseren Argument und der grundsätzlichen Bereitschaft, die Einwände der anderen abzuwägen. Gedankliche Kühnheit, gewagte Konzepte – die vielleicht wieder aufgegeben werden müssen, weil sie hinten und

vorne nicht funktionieren, aber Anregung und Impuls hinterlassen – sind heute eher selten geworden, es dominieren Absicherungsbemühen, die brave Geste der wissenden Erklärung und eine Tendenz, nicht genau hinzuschauen auf Strukturen und Konflikte, die als ›überholt‹ erscheinen – nicht zuletzt weil man nicht möchte, dass sie immer noch da sind. Aber damit ist eine wichtige Quelle für differenzierte theoretische Auseinandersetzungen, für die Arbeit an Begriffen, Konzepten und politischen Auffassungen, für die Vielfältigkeit und durchaus auch den Wettstreit der Ideen verloren gegangen, die so nötig sind, um die unübersichtliche Welt und die Bedingungen des eigenen Lebens zu verstehen. Ich wünschte mir, dass eine nächste Generation diesen Gedanken wieder aufnehmen würde.

Literatur

Bauman, Zygmunt (1995): Moderne und Ambivalenz. Frankfurt a. M.

Materialienband / Facetten feministischer Theoriebildung, Band 7: Über weibliches Begehren, sexuelle Differenz und den Mangel im herrschenden Diskurs. Autonome Frauenbildungsarbeit am Beispiel der Frankfurter Frauenschule; Verein SFBF (Hrsg.), Frankfurt a. M. 1989 / 90.

Lesenswert sind in diesem Zusammenhang auch die heute teilweise etwas altmodisch wirkenden, aber immer noch inspirierenden Schriften von Luce Irigaray, Hélène Cixous, Julia Kristeva, Marianne Schuller, Eva Meyer, Sarah Kofman.